

**BASLER  AFRIKA
BIBLIOGRAPHIEN**
Namibia Resource Centre - Southern Africa Library

Birthe Kundrus
(Hamburger Institut für Sozialforschung)

**Die imperialistischen Frauenverbände des Kaiserreichs.
Koloniale Phantasie- und Realgeschichte im Verein**

BAB Working Paper No 3: 2005
ISSN 1422-8769 © The author © Basler Afrika Bibliographien

Presented at the Department of History, University of Basel
31 May 2005

Basler Afrika Bibliographien Klosterberg 23 CH 4051 Basel Switzerland
Tel. 061 228 93 33 Fax 061 228 93 30 Email bab@bluewin.ch

Die imperialistischen Frauenverbände des Kaiserreichs. Koloniale Phantasie- und Realgeschichte im Verein

Birthe Kundrus

(Hamburger Institut für Sozialforschung)

No quotation without permission of the author!

Im 19. Jahrhundert wurden Nationalismus und Kolonialismus in allen europäischen Nationen eng verknüpft. Kolonialgegner und -befürworter stritten um die Frage, ob Kolonien dem nationalen Interesse dienen – oder nicht. Die Diskussion kreiste nicht nur in Deutschland, sondern ebenso in Frankreich und Großbritannien um die Besorgtheit um die eigene Nation, um ihre Zukunft, ihren politischen Status in der Gegenwart, ihr Verhältnis zu anderen Nationen, ihre moralische Verfassung, ihre innere Kohärenz. Die Kolonialbewegten stießen mit ihrem Allheilmittel der kolonialen Expansion für alle sozialen und ökonomischen Probleme gerade angesichts von nur höchst vagen Vorstellungen über die außereuropäische Welt durchaus auf Resonanz im Bürgertum. Dabei wurde das Bezugssystem immer stärker von den Polen Imperialismus, Weltmachstreben, Rassismus und Sozialdarwinismus markiert. Diese imperiale Aufladung des Kolonialismus definierte den Besitz von Kolonien primär als nationale Prestigeangelegenheit. Die Sehnsüchte der meisten Kolonialanhänger bestimmten nunmehr zwei Ziele: nationale Ehre zu erringen und Weltmacht zu werden. Eine Nation zu sein, beinhalte, Kolonien zu besitzen, und Kolonien bedeuteten Weltmacht, und Weltmacht zeige die Überlegenheit der nationalen Kultur.¹

Mochten die *Schutzgebiete* auch wirtschaftlich² – außer für einzelne Unternehmer – wenig profitabel sein und sich auch nicht, wie gehofft, zum Eldorado von Millionen deutscher Ansiedler entwickeln, so gerieten sie doch zur Projektionsfläche für persönliche wie kollek-

¹ Vgl. als neuere kritische Forschungsüberblicke Lora Wildenthal, *The Places of Colonialism in the Writing and Teaching of Modern German History*, in: *The European Studies Journal* 16, Nr. 2 (1999), 9-23; Sebastian Conrad, *Schlägt das Empire zurück? Postkoloniale Ansätze in der deutschen Geschichtsschreibung*, in: *WerkstattGeschichte* 30 (2001), 73-83; ders., *Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), 145-169.

² Vgl. Francesca Schinzinger, *Die Kolonien und das Deutsche Reich. Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Besitzungen in Übersee*, Wiesbaden, 1984; Boris Barth, *Die deutsche Hochfinanz und die Imperialismen. Banken und Außenpolitik vor, 1914*, Stuttgart, 1995.

tive Wünsche, Entwürfe und Konzeptionen, sei es als »Neu-Deutschlands« in Übersee, als Zivilisationsauftrag im Namen von Medizin und Christentum, als Raum für Abenteuer oder als konkreter Gestaltungsbereich von Wissenschaftlern, Strukturplanern, Beamten und Frauenorganisationen. Regelmäßig führte dieses Konglomerat von phantastischem Begehren, absolutem Machtanspruch und schrankenlosem Ausleben zu Konflikten mit den indigenen Gesellschaften, die nicht selten extrem gewalttätig endeten. Die imperiale »Selbstentfaltung« auf Kosten der Kolonisierten hinterließ ihre Spuren aber nicht nur in den annektierten Staaten, sondern auch in Deutschland. Nicht nur kam es zu einem Migrationsprozess (ehemaliger) kolonialer Untertanen v.a. aus Afrika, der Kolonialismus fand darüber hinaus Eingang in so verschiedene Bereiche wie Literatur, Film, Wissenschaft, Werbung, Stadtopographie, Gesetzgebung, Vereine, aber auch in politisch-administrative Zukunftsplanungen und Partizipationsforderungen der Frauenbewegungen, kurz: in die Gedanken- und Gefühlswelt der deutschen Gesellschaft.

Eigentlich müßten geschlechtergeschichtliche Fragestellungen aufgrund der kategorialen Interdependenz von race, class, gender, nation etc. eine große Rolle in der metropolitanen Kolonialgeschichte spielen. Erinnerung sei hier z.B. an die für den Imperialismus ebenso charakteristischen wie irritierenden Überlagerung von rassifizierenden und sexualisierenden Kategorien – man denke an die Bilder vom effeminierten „Eingeborenen“ oder auch von der territorialen Eroberung als „erotischer Unterwerfung“. Allerdings nehmen die meisten Studien, die sich einem geschlechtergeschichtlichen Ansatz verpflichtet sehen, eine eher akteurszentrierte Perspektive ein und wählen die organisierte Frauenkolonialbewegung im Kaiserreich zum Ausgangspunkt ihrer Forschung und Thesenbildung. Dabei wird diese aber häufig nur unzureichend im politischen Spektrum und im politischen Kontext ihrer Zeit verortet. Dieser Verortung soll sich der nun folgende Vortrag widmen. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, aber der Deutsche Frauenverein für die Ostmarken also die östlichen preußischen Provinzen mit einer polnisch-deutschen Bevölkerung und der Flottenbund deutscher Frauen. Drei Erörterungszusammenhänge sollen dabei die argumentative Klammer bilden:

1. Die imperialistischen Frauenvereine werden von der Forschung als Teil der neuen politischen Rechten gedeutet, die im Zuge der Krise des traditionellen Parteiensystems und des gesellschaftlichen Strukturwandels der deutschen Gesellschaft um 1900 begann, als bürgerli-

che Agitationsverbände am politischen Geschehen mitzuwirken.³ Diese Organisationen dokumentieren, so Christiane Streubels These, die Beteiligung von Frauen an dem Prozess der Fundamentalpolitisierung und zeigen zugleich die Heterogenität des Frauenvereinswesens im Wilhelminischen Reich auf.⁴ Darüber hinaus sind diese Vereine Indikator für die Modernisierung des rechten politischen Lagers im Kaiserreich.

2. Die vorliegenden Untersuchungen haben eine der zentralen Fragen, nämlich was Frauen an den Kolonien so sehr faszinierte, dass sie eigene Verbände gründeten, bisher eher indirekt beantwortet. Allein Lora Wildenthal hat sich diesem Problem intensiver zugewandt.⁵ Nach ihrer Lesart wurden die Kolonien zur Spiegelfläche individueller wie kollektiver Zugehörigkeitswünsche und Machtphantasien. Führt man ihre Ergebnisse weiter fort, dann wird deutlich, dass sich in dieser Vision weibliche Partizipation und imperiale Nation, ja sogar der imperiale Staat nicht mehr ausschlossen, sondern einander bedingten. Alteritätskonstrukte wurden dabei in exponierter Weise auf die kolonialen Gesellschaften abgewälzt, „deutsche Frauen“ und „deutscher Staat“ gingen nun Hand in Hand. Zudem entstand eine koloniale Geschlechterideologie, die gerade in Siedlergesellschaften und angesichts des Versagens deutscher Männer mit einer Konvergenz aus Kolonialismus, Frauenpolitik, Rassismus und Nationalpathos die Partizipation von Frauen am Imperialprojekt – in den außerdeutschen Gebieten wie im Mutterland – für zwingend und unabdingbar erklärte. Transformationsriemen hierfür wurde das zum politischen Kampfbegriff hochgemendete Schlagwort der „deutschen Kultur“.

3. Als imperialistische Organisationen und als Frauenorganisation durchzogen die Projekte der Frauenverbände Vorstellungen über Integration und Distinktion, Differenz und Gleichheit als staatsbürgerliche Basis einer Gesellschaft.⁶ Die imperialistischen Frauenverbände versuchten, auf beiden Klaviaturen zu spielen, nicht zuletzt wohl aufgrund ihrer Position als

³ Vgl. Andrea Süchting-Hänger, Das „Gewissen der Nation“. Nationales Engagement und politisches Handeln konservativer Frauenorganisationen, 1900 bis, 1937, Düsseldorf, 2002, 23; Christiane Streubel, Sammelrezension: Literaturbericht: Frauen der politischen Rechten, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/andrezensionen/andid=1697>.

⁴ Streubel, Literaturbericht, 3.

⁵ Wildenthal, Women.

⁶ Vgl. zur heterogenen und widersprüchlichen Ideenwelt der deutschen Rechten: Stefan Breuer, Ordnungen der Ungleichheit. Die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871-1945, Darmstadt, 2001; zum feministischen Diskurs nach wie vor grundlegend Carole Pateman, *The disorder of women: democracy, feminism and political theory*, Cambridge, 1989.

„unterlegenes Geschlecht einer überlegenen Rasse“, wie Frances Gouda treffend formulierte.⁷ Trotzdem ist es immer noch ein Paradox und weiterhin erklärungsbedürftig, warum die deutschen imperialistischen Frauenvereine mit einer im internationalen Vergleich sehr spezifischen Ausschließlichkeit rassenpolitisches Differenzdenken vertreten haben.

I. Die imperialistischen Frauenvereine als Teil des rechten Lagers

Die politische Partizipation von Frauen an Staat und Nation ist angesichts der Tatsache, dass sich die Nation durch „Aggressionsbereitschaft und Wehrhaftigkeit nach außen sowie durch den Ausschluss der Frauen vom politischen Regiment im Innern“⁸ definierte, ein lange vernachlässigtes Forschungsfeld gewesen. Wenn überhaupt, dann fand die organisierte Frauenbewegung in ihren bürgerlichen und proletarischen Erscheinungsformen Aufmerksamkeit.⁹ In der Tat erlebte das Frauenvereinswesen insbesondere in den 1890er Jahren einen enormen Aufschwung. Er lässt sich auf eine umfassende Politisierung der deutschen Gesellschaft, aber auch auf Aufbrüche und Veränderungen im Verhältnis der Geschlechter zurückzuführen, die als „Frauenfrage“ diskutiert sowohl Motor als auch Ausdruck internationalen gesellschaftlichen Wandels waren. Als Stichworte seien hier nur die Themen Frauenerwerbsarbeit, Frauenbildung und Frauenstudium, die Diskussionen um „freie Liebe“ und eine neue Sexualmoral und damit die „Gefahr“ des Geburtenrückgangs und schließlich die Wahlrechtsfrage genannt, die bis dahin in Deutschland allein von der Sozialdemokratie

⁷ Gouda, Frances, Das ‚unterlegene‘ Geschlecht der ‚überlegenen‘ Rasse. Kolonialgeschichte und Geschlechterverhältnisse, in: Schissler, Hanna (Hrsg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt/ New York, 1993, 185-203.

⁸ Thomas Kühne, Staatspolitik, Frauenpolitik, Männerpolitik: Politikgeschichte als Geschlechtergeschichte, in: Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven, hg. von Hans Medick and Anne-Charlott Trepp, Göttingen, 1998, 171-231, hier 202-203; Ute Planert, Vater Staat und Mutter Germania: Zur Politisierung des weiblichen Geschlechts im 19. und 20. Jahrhundert, in: dies., Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne, Frankfurt/M., 2000, 15-65.

⁹ Vgl. als neuere Einzelstudien: Angelika Schaser, Helene Lange und Gertrud Bäumer. Eine politische Lebensgemeinschaft, Köln, 2000; Kirsten Heinsohn, [Politik und Geschlecht. Zur politischen Kultur bürgerlicher Frauenvereine in Hamburg](#), Hamburg, 1997; Iris Schröder, Arbeiten für eine bessere Welt. Frauenbewegung und Sozialreform 1890-1914, Frankfurt/M., 2001; Christina Klausmann, Politik und Kultur der Frauenbewegung im Kaiserreich. Das Beispiel Frankfurt am Main, Frankfurt/M., 1997; Ulla Wischermann, Frauenbewegungen und Öffentlichkeiten um, 1900. Netzwerke, Gegenöffentlichkeiten, Protestinszenierungen, Königstein and Taunus, 2003; ferner Rita Huber-Sperl, Organisiert und engagiert. Vereinskultur bürgerlicher Frauen im 19. Jahrhundert in Westeuropa und den USA, Königstein and Taunus, 2002; Angelika Schaser, Women in an Nation of Men: The Politics of the League of German Women's Associations (BDF) in Imperial Germany, 1894-1914, in: *Gendered Nation. Nationalisms and Gender Order in the Long Nineteenth Century*, eds Ida Blom, Karen Hagemann, Catherine Hall, Oxford and New York, 2000, 249-268.

„besetzt“ worden war.¹⁰ Aber nicht nur die Frauenbewegungen steigerten ihre Mitgliederzahlen. Auch nationale Frauenorganisationen hatten, erst allmählich von der geschlechterhistoriographischen Forschung aufgespürt und vom mainstream der historischen Forschung zum Kaiserreich bis heute weitgehend unbemerkt¹¹, einen beeindruckenden Zulauf in karitativen, protestantischen, nationalistischen und Hausfrauenvereinen.¹² Neben diesen selbständigen Frauenbünden unterhielten die Flotten-, Ostmarken- und Kolonialvereine eigene Frauengruppen, die vor allem nach der Jahrhundertwende ihre Mitgliederzahlen ebenso wie ihre Bedeutung ausbauten. Keineswegs also waren diese Vereine reine Männerorganisationen, noch waren die Filialvereine bedeutungslos, gerade der Koloniale Frauenbund nahm sukzessive eine exponierte Stellung ein. Stritten die Frauenbewegungen mit nationalen Argumenten für eine Verbesserung der individuellen Rechtsstellung der Frau, so ging es den imperialistischen Frauenverbänden um nationale Agitation unter und mit Frauen. Im Zuge der Nationalisierung der politischen Szene um die Jahrhundertwende blieb es nicht aus, dass diese Formen der weiblichen Politisierung sich zumindest partiell vernetzten.

Der erste Verein, der als ‚weiblicher Ableger‘ eines männlichen Agitationsvereins gegründet wurde, war der Deutsche Frauenverein für die Ostmarken, der bereits 1896 ins Leben gerufen wurde, um die Arbeit der Männer im Deutschen Ostmarkenverein (German Association for the Eastern Provinces) zu unterstützen.¹³ 54.000 Mitgliedern der Männerorganisation standen

¹⁰ Vgl. als Überblick: Marlene LeGates, *In Their Time. A History of Feminism in Western Society*, New York, 2001, S., 197-280; Karen Offen, *European Feminisms, 1700-1950. A Political History*, Stanford, 2000, 213-249.

¹¹ Auch im jüngst erschienenen Gebhardt-Handbuch fanden diese Vereine keine Aufnahme: Volker Berghahn, *Das Deutsche Kaiserreich (1871-1914)*, 2003.

¹² Neben den protestantischen Frauenorganisationen wie der Evangelischen Frauenhilfe, dem Deutsch-Evangelischen Frauenbund, der Neulandbewegung sowie den Hausfrauenvereinen existierte ein breites Spektrum völkischer Organisationen: 1894 gründete sich z.B. der Bismarck-Frauen-Verein Kleeblattbund, 1909 der Richard Wagner-Verband deutscher Frauen, 1911 der Frauen- und Mädchenverband Kriemhilde, 1912 kamen dann der Deutsche Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation, der Wartburgbund studierender Frauen und die Liga zur Bekämpfung der Frauenbekämpfung hinzu. Ihre Anhängerschaft überstieg in der Summe die Mitgliederzahlen des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF), der Dachorganisation der bürgerlichen Frauenbewegung (1913 fast 470.000 Mitglieder), und auch die der sozialdemokratischen Frauen (1913 etwas 140.000 Mitglieder). Allein der Vaterländische Frauenverein soll, 1914 über 590.000 Mitglieder gehabt haben. Vgl. Jean H. Quataert, *Staging Philanthropy. Patriotic Women and the National Imagination in Dynastic Germany, 1813-1916*, Ann Arbor, 2001; Süchting-Hänger, *Gewissen; Planert, Staat; Karin Bruns, Völkische und deutschnationale Frauenvereine im „zweiten Reich“*, in: *Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871-1918*, hg. von Uwe Puschner u.a., München, 1996, 376-394; Streubel, *Literaturbericht*.

¹³ Pionierstudie für alle diese Vereine war die Arbeit von Roger Chickering, "Casting their gaze more broadly": Women's patriotic Activism in Imperial Germany, in: *Past & Present* 118 (1988), 156-185; vgl. Elizabeth A. Drummond, „Durch Liebe stark, deutsch bis ins Mark“: Weiblicher Kulturimperialismus und der Deutsche Frauenverein für die Ostmarken, in: Ute Planert, *Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne*, Frankfurt/M., 2000, 147-164; Streu-

1914 jedoch nur 3.400 Anhängerinnen gegenüber. Es folgten 1905 der Flottenbund deutscher Frauen, der unter den nationalistischen Vereinen die meisten weiblichen Mitglieder mobilisieren konnte (1913 60.000 Mitglieder),¹⁴ und der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft (DKG), der bei der Gründung 1907 noch Deutsch-Kolonialer Frauenbund hieß und sich ein Jahr später offiziell der DKG anschloss.¹⁵ Auch seine Mitgliederzahlen (1914 18.700 Mitglieder) sind bemerkenswert, lagen sie doch immerhin fast halb so hoch wie die der Männerorganisation und entsprachen etwa denen des Alldeutschen Verbandes. Zu diesem Zeitpunkt war die Partizipation von Frauen für rechte Parteien noch kein Thema. Sie wurde erst nach dem Ersten Weltkrieg unhinterfragbar.¹⁶

Die Gründung dieser Ableger beruhte v.a. auf zwei Momenten: Erstens gab es offenbar ein Bedürfnis mancher Frauen aus dem Umfeld der Vereine, nicht länger von der politischen Sphäre ausgeschlossen zu sein, wie eine Frau 1902 gegenüber dem Flottenverein (Naval Association) anmahnte: „Auch ich möchte sehr gerne Mitglied des Flottenvereins sein, dem mein Gatte längst angehört, doch wurde mein Vorschlag mit Lächeln übergangen! Wir Frauen werden einfach beiseite geschoben, deshalb wollen wir nun erst recht Mitglied sein!“¹⁷ Ganz entgegen seiner ursprünglichen Intention förderte der Ausschluss von der politischen Sphäre die Politisierung von Frauen.¹⁸ Zweitens herrschte seit den 1890er Jahren ein Gründungsboom an (Frauen-)Vereinen, das Vereinswesen war durch eine fortschreitende Ausdifferenzierung und Spezialisierung gekennzeichnet. Drittens sahen die Männer in der Gründung von Frauen-

bel, Literaturbericht; Süchting-Hänger, Gewissen; Ute Planert, Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität, Göttingen, 1998, 232-234.

¹⁴ Zum Flottenbund existieren bislang keine Einzelstudien; vgl. Streubel, Literaturbericht; Süchting-Hänger, Gewissen; Bruns, Frauenvereine; Chickering, Casting.

¹⁵ Vgl. Chickering, Casting; Karen Smidt, "Germania führt die deutsche Frau nach Südwest". Auswanderung, Leben und soziale Konflikte deutscher Frauen in der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika 1884-1920, Magdeburg, 1997, 55-74; Wildenthal, German Women, 131-171; dies., Rasse und Kultur. Koloniale Frauenorganisationen in der deutschen Kolonialbewegung des Kaiserreichs, in: Birthe Kundrus, Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus, Frankfurt/M., 2003, 202-219; Imre Josef Demhardt, Deutsche Kolonialgesellschaft 1888-1918. Ein Beitrag zur Organisationsgeschichte der deutschen Kolonialbewegung, Wiesbaden, 2002, 78-81; Katharina Walgenbach, Zwischen Selbstaffirmation und Distinktion: Weiße Identität, Geschlecht und Klasse in der Zeitschrift „Kolonie und Heimat“, in: Carsten Winter and Andreas Hepp and Tanja Thomas (ed.), Medienidentitäten – Identitäten im Kontext von Globalisierung und Medienkultur, Köln, 2003, 136-152, Cornelia Carstens and Gerhild Vollherbst, „Deutsche Frauen nach Südwest!“ – Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft, in: Ulrich van der Heyden and Joachim Zeller, Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche, Berlin, 2002, 50-56.

¹⁶ Vgl. Kevin Passmore (ed.), Women, Gender and Facism in Europe, 1919-45, Manchester, 2003; Raffael Scheck, Mothers of the Nation. Right-Wing Women in Weimar Germany, Oxford, 2004; Heinsohn, Denkstil.

¹⁷ Bismarck-Frauen Kalender für, 1902, 97, zit. nach Bruns, Frauenvereine, 379.

¹⁸ Vgl. auch Schröder, Arbeiten, 12.

abteilungen „willkommene Hilfstruppen“ zur Popularisierung imperialistischer Politik.

Ferner gab es bei jedem Verein noch spezifische Anlässe. War beim Flottenbund deutscher Frauen z.B. die erste Marokko-Krise der aktuelle Impuls, so stellte die Initiative der „Ostmärker“ anscheinend eine Reaktion dar auf die engagierte Mitarbeit von Frauen in der polnischen Nationalbewegung. Diesem Einsatz polnischer Frauen wollten die Vertreter des Ostmarkenvereins das Engagement deutscher Frauen gegenüberstellen. „Da die polnischen Frauen eine so bedeutende Rolle in der großpolnischen Agitation spielen, möchte man wünschen, daß auch die deutschen Frauen mehr noch als bisher die deutschen Gegenbestrebungen unterstützen“¹⁹, formulierte Justizrat Heinz Brunner, Juraprofessor an der Universität Berlin, anlässlich der Gründung der Berliner Ortsgruppe und der gleichzeitigen Bildung der ersten Frauengruppe des Vereins im April 1895. Überhaupt spielte in der Propaganda des Ostmarkenvereins das Feindbild „der Polinnen“ eine herausragende Rolle. Sie seien „im Osten unsere wirksamsten und gefährlichsten Gegner“²⁰, weil sie nicht nur mit ihrer Geburtenfreudigkeit die deutschen Frauen und das deutsche Volk an die Wand drückten, sondern auch noch durch Einheiraten rechtschaffene deutsche katholische Männer „polonisierten“. Nicht nur in den Kolonien, auch in Ostpreußen wurde das „Problem“ der „Mischehen“ und des kulturellen „Abfalls“ entdeckt. Eine komparative Studie zu diesen Diskursen um die ‚kulturelle Krise an der Peripherie‘ stellt aber noch ein Forschungsdesiderat dar. Da der Ostmarkenverein sich als nationaler „Volksverein“ sah, der keiner politischen Partei, keiner Bevölkerungsklasse und keiner Glaubensgemeinschaft verpflichtet war, fand das Vereinsgesetz, das Frauen die Mitgliedschaft in politischen Organisationen verbot, hier keine Anwendung, ein erneuter Beweis für seine schon Jahre vor der Aufhebung 1908 einsetzende Aushöhlung. Mitglieder wurden, wie auch in den anderen Ablegern der Agitationsvereine, überwiegend die Ehefrauen oder Töchter der Angehörigen des Männervereins. Insofern spiegelte die Mitgliedschaft des Frauenvereins die bürgerliche Sozialstruktur des Männervereins wider: Die Mehrheit waren die Ehefrauen von Beamten, Lehrern und Kaufleuten.

Im Fall der Kolonialbewegung hatte sich schon um die Jahrhundertwende eine Zusammenarbeit zwischen der DKG und ebenso kolonialbegeisterten wie nationalistisch gesinnten Frauen angesponnen. Insbesondere die Vortragstätigkeit von Frauen wie etwa der bekannten Schriftstellerin Frieda von Bülow erregte das Interesse einzelner Mitglieder der DKG. Nach den Kriegen in Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika sowie auf den Wellen des durch die

¹⁹ Zit. nach Drummond, Liebe, 152.

²⁰ Zit. nach ebd.

Reichstagswahlen hochgeputzten Kolonialinteresses begann im Jahre 1907 die offizielle Zusammenarbeit. Mit Unterstützung nicht nur durch den Präsidenten der Kolonialgesellschaft, sondern auch des Staatssekretärs im Reichskolonialamts, Bernhard Dernburg, gründeten überwiegend Ehefrauen von Mitgliedern der DKG und Kolonialpolitikern wie Maria Kuhn, Ehefrau des umtriebigen Berliner DKG-Mitglieds und Oberstabsarztes Philalethes Kuhn, und Sophie Sander, Ehefrau von Karl Ludwig Sander, Marinearzt und Sekretär der DKG, 1907 den "Deutsch-kolonialen Frauenbund". Ehrenmitglieder wurden die Frauen von ranghohen Kolonialpolitikern, und Herzogin Elisabeth von Mecklenburg, die Ehefrau des Präsidenten der Kolonialgesellschaft, übernahm die Schirmherrschaft.

Der Koloniale Frauenbund wollte das Interesse an den Kolonien unter Frauen fördern, deutsche Frauen und Mädchen gewinnen, die in die Kolonien migrieren wollten, und die wirtschaftlichen wie geistigen Beziehungen zwischen der Metropole und den Kolonien festigen. Dieses Ziel einer engen Verbindung von „Kolonie und Heimat“ spiegelte sich in der gleichnamigen auflagenstarken Zeitschrift. Das Blatt wurde von dem radikalen Flügel innerhalb der DKG geleitet, der dem „alten“ Konservatismus und Nationalismus kritisch gegenüberstand. Weitere Interessen galten der kolonialspezifischen haus- und landwirtschaftlichen Ausbildung, die sich in der Gründung des „Heimathauses“ in Keetmanshoop, einem Stützpunkt für einwandernde Frauen und „Bollwerk gegen die Verburung, Verengländerung und Verkaffierung“²¹ Südwestafrikas – so die Frauenbund-Funktionärin Leonore Niessen-Deiters – oder der Zusammenarbeit mit den Kolonialfrauenschulen in Carthaus bei Trier und Witzenhausen (später Bad Weilbach) niederschlugen, sowie der Fürsorge für weiße Kinder in Form von Kindermädchen, Kindergärten und Schulen. In der Metropole veranstalteten die Frauen *fund-raising* für die DKG mit Kostümfesten, Basaren, Lotterien, aber auch Kolonialkaffees, Lichtbilder- und Theateraufführungen. Zudem entwickelten sie ein überaus intensives Vortragswesen, das beliebt und gut besucht war.

In allen drei Filialvereinen gab es bald eine Gruppe von Frauen, die mit dem Status einer untergeordneten Hilfstruppe unzufrieden wurde und auf eine Ausweitung der Handlungsfelder drängte. Einige Frauen des Flottenbundes erklärten, dass ihre Gelder nicht für „Kleinigkeiten“ ausgegeben werden sollten. Statt für ein Seemänner-Genesungsheim wollten sie lieber für ein Schlachtschiff sparen. Überhaupt sei der Frauenflottenbund kein Fürsorgeverein, proklamierte diese Gruppe schon 1912. Der Vorstand diskutierte 1913 sogar die Möglichkeit eines Beitritts

²¹ Niessen-Deiters, Leonore, *Die deutsche Frau im Auslande und in den Schutzgebieten. Nach Originalberichten aus fünf Erdteilen*, Berlin, 1913, 63.

zum BDF.²² Im Frauenverein für die Ostmarken stach die Ortsgruppe Posen heraus, in der besonders viele Lehrerinnen und andere Berufsfrauen organisiert waren.²³ Die Posenerinnen forderten die Anerkennung der Frau als Staatsbürgerin, die zwar nicht unbedingt wählen, aber stärkeren Einfluss in öffentlichen Angelegenheiten erhalten sollte. Statt auf Krankenpflege und Kindererziehung setzte man auf eine bessere Ausbildung und die Förderung selbstständiger Geschäftsfrauen. Eine starke Unterstützerin fand diese Gruppe in Käthe Schirmacher, Propagandistin einer unnachgiebigen Germanisierungspolitik. Schirmacher hatte sich bis zur Jahrhundertwende im radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung engagiert und versuchte nun, frauenrechtlerische Ideen mit einem radikalen Nationalismus zu verbinden.²⁴

Auch zwischen der DKG und „seinem“ Frauenbund kam es zu „Eifersüchteleien“²⁵, wie die Deutsche Kolonialzeitung öffentlich eingestehen musste. Vor allem ärgerte es die Kolonialgesellschaft, wie populär der Frauenbund war und wie sehr er es verstand, in der rechten Presse und in den Eigenpublikationen sich und seine Tätigkeiten in den Vordergrund zu stellen. Diese scheinbare Undankbarkeit und Aufmüpfigkeit erregten den Verdacht auf Seiten der DKG, man habe sich ein frauenrechtlerisches Kuckucksei ins Nest gelegt. In der Tat bestanden vielfältige Verflechtungen mit dem BDF, dem der Frauenbund als Organisation 1911 beitrug. Die Gründe lagen aber auch in der dynamischen Persönlichkeit von Hedwig Heyl, die nach der militärenthusiastischen Adligen Adda von Liliencron und der nur ein Jahr amtierenden Irmgard von Richthofen 1910 für zehn Jahre den Vorsitz übernahm.²⁶ Sie war eine Vertreterin der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung und stand dem linken Flügel der Nationalliberalen nahe. Ebenso wurde Paula Müller, Vorsitzende des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, Mitglied der kolonialen Frauenorganisation. Kurzzeitig war sogar erwogen worden, die Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauenvereine, Gertrud Bäumer, in den Vorstand aufzunehmen.²⁷

Wie konnten die Dinge für die DKG so aus dem Ruder laufen, dass der Frauenbund entgegen der ursprünglichen Konstruktion eines „Hilfsvereins“ eine so autonome Rolle einnahm? Zunächst einmal konnten sich die Frauen auf eine breite Anerkennung ihrer Wichtigkeit ver-

²² Vgl. Süchting-Hänger, *Gewissen*, 69.

²³ Drummond, *Liebe*, 156-157.

²⁴ Vgl. Anke Walzer, *Käthe Schirmacher. Eine deutsche Frauenrechtlerin auf dem Wege vom Liberalismus zum konservativen Nationalismus*, Pfaffenweiler, 1991.

²⁵ Deutsche Kolonialzeitung 27 (1908), Nr. 33, 551.

²⁶ Vgl. Wildenthal, *Women*, 156-167.

²⁷ Vgl. Süchting-Hänger, *Gewissen*, 75.

lassen. Diese entscheidende Rolle von Frauen im kolonialen Projekt zeigte sich nicht nur darin, dass auffallend viele Texte der autobiographischen Siedlungs-, aber auch der fiktiven Literatur von Frauen verfasst worden waren, die zumeist zumindest dem Frauenbund nahe standen, wenn sie nicht gar Mitglied waren.²⁸ Sie bewies sich ebenso in der großen Unterstützung, die das Frauenprojekt unter politisch einflussreichen Frauen, aber vor allem unter Männern genoss, nicht zuletzt indem sie auch direkt Mitglied wurden. Zudem waren auch die modernen Agitationsformen der Männerorganisationen in Form von Massenveranstaltungen und Kundgebungen sowie die Professionalisierung als effiziente moderne Bürokratie, die nicht nur aufwändig und erfolgreich publizierte, sondern z.B. auch Migrationen administrativ lenkte, dazu geeignet, Frauen politische Entscheidungsräume zu eröffnen und Selbstbewusstsein zu verleihen. Überdies kann die Bedeutung der konkreten Arbeit der Frauen- wie Männervereine nicht hoch genug veranschlagt werden. Gerade ihre täglichen Arbeiten, ob Routine-Tätigkeiten wie die briefliche und telegraphische Korrespondenz mit Gouverneuren, Missionsleitern und Frauen in Übersee oder ritualisierte *events* wie koloniale Liederabende oder Theateraufführungen, ließen das deutsche Kolonialreich erst manifest werden.²⁹ Vor allem aber gab es ideologische Gründe für die starke Stellung des Frauenbundes. Das Projekt Siedlungskolonien mit seinem Ideal-Paar von Farmer und Farmersfrau schien einen völlig anderen Frauentypus als die bürgerliche Norm zu erfordern: Physische, moralische und mentale Härte waren ebenso notwendig wie Führungsqualitäten gegenüber der kolonisierten Bevölkerung.³⁰ Zudem betonte die Herrschaftsposition der Weißen über die

²⁸ Um nur die auflagenstärksten, im Kaiserreich veröffentlichten Werke zu nennen: Margarethe von Eckenbrecher, Was Afrika mir gab und nahm. Erlebnisse einer deutschen Ansiedlerfrau in Südwestafrika, Berlin, 1908; Helene von Falkenhausen, Ansiedlerschicksale. Elf Jahre in Deutsch-Südwestafrika 1893-1904, Berlin, 1906; Elise Bake, Schwere Zeiten. Schicksale eines deutschen Mädchens in Südwestafrika, München, 1913; Magdalene von Prince, Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas, Nach Tagebuchblättern erzählt, Berlin, 1905; Else Sonnenberg, Wie es am Waterberg zugeht. Ein Beitrag zur Geschichte des Hereroaufstandes, Berlin, 1905; Orla Holm, Pioniere. Ein Kolonialroman aus Deutsch-Südwest-Afrika, Berlin, 1906; Ada Cramer, Weiß oder Schwarz. Lehr- und Leidensjahre eines Farmers in Südwest im Lichte des Rassenhasses, Berlin, 1913; Grete Ziemann, „Mola Koko!“ Grüße aus Kamerun, Tagebuchblätter, Berlin, 1907; Maria Karow, Wo sonst der Fuß des Kriegers trat. Farmerleben in Südwest nach dem Kriege, Berlin, 1909; Frieda H. Kraze, Heim Neuland. Ein Roman von der Wasserkante und aus Deutsch-Südwest, Stuttgart, 1909; Clara Brockmann, Briefe eines deutschen Mädchens aus Südwest, Berlin, 1912; dies., Die deutsche Frau in Südwestafrika. Ein Beitrag zur Frauenfrage in unseren Kolonien, Berlin, 1910; Gisela Etzel, Aus Junte und Kraal, Stuttgart, 1911; Helene von Mühlau, Hamtiegel. Eine Geschichte aus den Kolonien, Berlin, 1913; Ada Schnee, Meine Erlebnisse während der Kriegszeit in Deutsch-Ostafrika, Leipzig, 1918, sowie die Schriften von Frieda von Bülow, z. B. Tropenkoller. Episode aus dem Kolonialleben, Berlin 1896; Lene Haase, Raggys Fahrt nach Südwest. Roman, Berlin, 1910, Hanna Christaller, Alfreds Frauen, Leipzig, 1917, und Adda von Liliencron, z.B. Reiterbriefe aus Südwest, Oldenburg, 1906. Vgl. Rosa B. Schneider, „Um Scholle und Leben“. Zur Konstruktion von „Rasse“ und Geschlecht in der deutschen kolonialen Afrikaliteratur um, 1900, Frankfurt/M., 2003.

²⁹ Vgl. auch Quataert, Philantropy, 7.

³⁰ Niessen-Deiters, Frau, 59. Vgl. auch Wildenthal, Women, 151-156.

Kolonisierten die Gleichstellung von deutschen Frauen und Männern, die in den Kolonialszenerarien ohnehin eine ambivalente Rolle einnahmen.

Daher schien es nur konsequent, mit der kolonialen Geschlechterideologie, dieser Konvergenz aus Kolonialismus, Frauenpolitik, Rassismus und Nationalpathos, emanzipative Forderungen nach staatsbürgerlicher Gleichberechtigung zu legitimieren, wie es 1913 die 24jährige Journalistin und Frauenbund-Funktionärin Leonore Niessen-Deiters tat: "Denn die Frau, die auch nach aussen hin mit vollstem Verständnis die Interessen ihrer Nation vertritt, mit vollem Verantwortungsgefühl ihre Pflichten ihrer Nation gegenüber erfüllt, diese Frau darf mit umso grösserer Selbstverständlichkeit verlangen, dass die Nation auch für ihre Rechte verständnisvoll eintritt."³¹ Das Frauenwahlrecht war und blieb die klassische Gretchenfrage jeder weiblichen staatsbürgerlich-nationalen Zugehörigkeit. Anna Plothow von der Kolonialfrauenschule Witzenhausen forderte 1910: „Soll die deutsche Frau als Kulturträgerin in den Kolonien wirken, so muß sie auch mit dem Recht ausgestattet sein, an der Gestaltung dieser Kultur bestimmend mitzuwirken.“³² Immerhin erkämpften die Wortführerinnen einen Erfolg: in Windhoek beschloss der Landesrat 1913 mit knapper Mehrheit, dass weiße alleinwirtschaftende Farmerinnen das Zensus-Wahlrecht für den Landrat erhielten. Es war das alte Lied³³: Da nicht alle Männer das Stimmrecht hatten, bekam auch nur eine kleine Minderheit von Frauen das Stimmrecht zugesprochen.³⁴ Die Ausdehnung des lediglich restriktiven Wahlrechts auf deutsche Farmerinnen schien den Frauenverbänden vermutlich keine so schlechte Lösung, hielt es doch weiterhin die weißen Unterschichten – von der afrikanischen Bevölkerung war in all diesen Diskussionen nicht die Rede – von der Machtteilhabe fern. Ein demokratisches Frauenwahlrecht hatten die Petentinnen bei ihren Anträgen jedenfalls wohl kaum vor Augen

³¹ Niessen-Deiters, Frau, 14. Vgl. auch den Artikel von Oberregierungsrat Meyer-Gerhard aus dem Reichskolonialamt, Die deutsche Frau und ihre Stellungnahme zu modernen Problemen der Gegenwart, in: Kolonie und Heimat 8 (1914 and 15), Nr. 47-49, 52-53, jeweils 10, der unter dem Rubrum „Mitteilungen des Frauenbundes der DKG“ Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung nach dem Stimmrecht, gleichen Chancen auf dem Arbeitsmarkt, rechtlicher Gleichstellung im Familienrecht etc. vollauf begrüßte, u.a. auch weil Deutschland nicht den Anschluß an die Moderne – hier waren ihm die USA Vorbild – verpassen dürfe.

³² Anna Plothow, Die deutsche Koloniale Frauenschule, in: Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung 12 (1910), Nr. 78, Bl. 2.

³³ Vgl. zum Frauenwahlrecht: Gisela Bock, Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München, 2000, 201-215.

³⁴ Wildenthal, Women, 104; Smidt, Germania, 244-246. Die männlichen Wähler mussten wenigstens 25 Jahre alt sein, seit mindestens zwei Jahren in der Kolonie ansässig und ökonomisch unabhängig. Armut, ein schlechter Leumund oder das Zusammenleben mit Afrikanerinnen schlossen von der Wahl aus. Bei der Wahl, 1910 konnten so nur 2.000 von 6.999 erwachsenen deutschen Männern über die Gemeinderäte abstimmen. Vgl. zur britischen Debatte Ian Christopher Fletcher u.a., Women's Suffrage in the British Empire. Citizenship, nation, and race, London and New York, 2000.

gehabt. Die im rechten Lager heiß umstrittenen Postulate nach gleichen Rechten unterstützten im Frauenbund, wie auch beim Flottenbund und im Ostmarkenverein, keineswegs alle weiblichen oder männlichen Mitglieder. Deutlich wird diese ambivalente Haltung in puncto Frauenpolitik auch an einem anderen Beispiel. Eine Möglichkeit, das „Mischehenproblem“ anzugehen, also die als Provokation empfundenen Verbindungen zwischen weißen, deutschen Männern und Frauen aus den Kolonien zu „entschärfen“, hätte schlicht darin bestehen können, den betroffenen indigenen Frauen nicht automatisch die Staatsangehörigkeit ihrer deutschen Ehemänner zu verleihen, sondern ihre Staatsangehörigkeit zu belassen.³⁵ Dies hätte aber bedeutet, Ausländerinnen, die deutsche Männer heirateten, ein eigenes „Vaterland“ zuzusprechen, und die Frauenrechtsverbände wurden ja auch nicht müde, in der Diskussion um das neue Staatsangehörigkeitgesetz 1913 diese Selbständigkeit der Frau als Staatsbürgerin – und damit die Beschneidung bisheriger männlicher Vorrechte – zu fordern. Schlussendlich blieb das Staatsangehörigkeitsrecht „farbenblind“³⁶, weil die Patrilinearität des deutschen Staatsangehörigkeitgesetzes vorrangig schien. Aus diesem Konflikt um „Rassenmischmasch“, wenn die Frau die Staatsangehörigkeit ihres Mannes übertragen wurde, oder Untergrabung der männlichen Dominanz, wenn sie nämlich ihre eigene behielt, hielt sich der Koloniale Frauenbund jedoch offenbar völlig heraus. Anscheinend war die Verheißung völkischer Reinheit mittels Erosion der Geschlechterverhältnisse in den Frauenverbänden nicht durchgängig akzeptabel. Immer wieder wurden auch nostalgische Vorstellungen laut, die von einer domestizierten Frauenwelt in den Schutzgebieten fern aller das Familienleben zerstörenden Fabriken träumten. Ob die „emanzipatorischen“ Positionen innerhalb des rechten Frauenvereinswesens im Kaiserreich die Sache einer Minderheit blieben, müssen weitere Forschungen belegen. Zumindest scheinen diese gegenteiligen Auffassungen in allen Vereinen koexistiert zu haben, ohne sich zu Richtungskämpfen auszuwachsen. Der Grundkonsens blieb, die aktive „Kulturarbeit der Frau“ für die Erhaltung des Deutschtums als unverzichtbar zu erklären.

II. Weiblicher Kulturimperialismus

Worin aber lag nun die Faszination eines deutschen Empires für adlige und bürgerliche

³⁵ Vgl. Gosewinkel, Dieter, Einbürgern und Ausschließen. Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland, Göttingen, 2001, 294-309; Grosse, Kolonialismus, 166-168.

³⁶ Mit Gosewinkel, Einbürgern, 309: „Der ‚männliche Staat‘ hatte insoweit über den Rassestaat obsiegt.“

Frauen? Kolonialismus, insbesondere wenn die Kolonien direkt annektiert und mit Bürgern aus der Metropole besiedelt werden sollten, war zunächst einmal eine vorgestellte Ordnung, bei der Plan und Praxis, Imagination und Realität, Gegenwart und Zukunft aufs engste aneinandergelockt waren. Die Kolonien, das scheint allen kolonialaffirmativen Veröffentlichungen gemein, repräsentierten die Negation Europas, die Abwesenheit von Zeit und die überbordende Präsenz des Raumes, einen Ort der Kontemplation, in dessen Zivilisationsferne es möglich sei, die verschütteten Werte des Lebens zu finden und die Fragmentierung der Existenz zu überwinden.³⁷ Bei den Repräsentanten eines prestigebewußten kolonialen Nationalismus mischte sich Kritik an den sozialen und kulturellen Verhältnissen im Wilhelminischen Deutschland mit Träumen von einer intakten Gesellschaft, die dem Einzelnen Freiheit und Sinngebung und dem Kollektiv der deutschen Nation Geltung und Welt-Macht versprach. Gerade Autorinnen, die in Deutsch-Südwestafrika gewesen waren, wähten in der noch nicht zivilisationsverdorbenen Natur Afrikas ungezwungenere, freiere Lebensformen und die Möglichkeit, sich äußerlich wie innerlich vom bürgerlichen Weiblichkeitsideal zu entfernen und selbst definieren zu können.³⁸ Weitere Forschungen müssten nun klären, wie sich diese von weiblichen wie männlichen Kolonialinteressierten geteilten Hoffnungen im kolonialen Alltag in der Auseinandersetzung mit den Kolonisierten brachen und welche Bedeutung für die Transformationen der Herrschaftspraxis in den Kolonien die Kategorie Geschlecht hatte. Gesine Krüger hat ja jüngst detailliert zeigen können, welche radikalierenden, weil psychisch entlastenden Effekt auf die deutsche Kriegführung in Deutsch-Südwestafrika 1904-1907 Gerüchte über angebliche Quälereien von Herero an deutschen Frauen und Kindern hatten.³⁹

Neben diesen individuellen Aufladungen gab es noch einen zweiten Prozeß, der dafür sorgte, daß die „Frauenfrage“ in den Kolonien an Bedeutung gewinnen konnte, nämlich die Verquickung der Frauenfrage mit Siedlungspolitik.⁴⁰ Kolonien im Allgemeinen und Deutsch-Südwestafrika im Besonderen waren zunächst als männlich-kriegerischer Raum gedacht. Männer sollten jungfräuliches Territorium erobern, die Wildnis erschließen, an männliche Tugenden wie Abenteuerlust und Tapferkeit wurde appelliert und nicht zuletzt auf die Kapitalkraft von Männern gehofft. Hier konnte "Mann", so verhiess es v.a. die Kolonialliteratur,

³⁷ Vgl. Kundrus, *Imperialisten*, 77-96.

³⁸ Vgl. auch Wildenthal, *German Women*, 151-156. Auch für Frieda von Bülow schien der Kolonialismus Chance zur weiß-weiblichen Emanzipation. Vgl. Berman, *Enlightenment*, 171-194.

³⁹ Gesine Krüger, „Bestien und Opfer: Frauen im Kolonialkrieg“, in *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg in Namibia (1904-1908) und seine Folgen*, eds. Jürgen Zimmerer and Joachim Zeller, Berlin, 2003, 142-159.

⁴⁰ Wildenthal, *German Women*, 151-156; Wildenthal, „Rasse“, 203-206.

nicht nur die Auflösungserscheinungen der Moderne hinter sich lassen, sondern auch die längst verlorene Sicherheit männlicher Macht und Überlegenheit zurückerhalten.⁴¹ Diese latent antimoderne Stoßrichtung erwies sich aber aus nationaler Perspektive als Nachteil: Gerade Siedlungskolonien bedurften keineswegs archaischer, ja atavistischer Gesellschaftszustände, so Vertreter und Vertreterinnen des Frauenbundes, sondern der komplementären Ergänzung deutscher Männer durch deutsche Frauen und deren kulturellen Prägungsmöglichkeiten: "Wenn anstelle der einigen tausend Männer, die jetzt in den Kolonien wohnen, erst einige tausend Familien draußen ein zweite Heimat sich geschaffen haben, werden die Kolonien nach und nach zu dem werden, was sie werden sollen und können, zu einem 'Neu-Deutschland!'"⁴², hieß es in der Aufforderung zum Eintritt in den Deutschkolonialen Frauenbund aus dem Jahre 1907. In der Vorstellungswelt aller kolonialen Meisterdenker und -denkerinnen galten deutsche Frauen daher als rassenpolitischer, psychosozialer, ökonomischer, medizinischer, kultureller und nationaler Aktivposten.⁴³ „Ohne deutsche Frau keine deutsche Kultur“, hieß es emphatisch in den Kolonialen Monatsblättern, die den Einfluss der weißen Frau in den Kolonien für das entscheidende „Heilmittel gegen das ‚Verniggern, ‚Verkaffern‘ oder Verkanakern“⁴⁴ der männlichen Kolonisten hielt. Nach und nach wurde das Bild von der Kolonie als Oase einer heroisch-kriegerischen Männlichkeit abgelöst von Entwürfen, die den Kolonisten als psychisch labil, verführungswillig und gefährdet durch die soziale wie natürliche koloniale Umgebung skizzierten. Ihren Ausdruck fanden diese Bedrohungsängste in dem Sujet des "Verkafferns". Dieser Begriff meinte, dass Teile der deutschen Siedler ihre persönliche, kulturelle, nationale Identität verlören und sich in der sozialen Praxis den – gemäß der überwiegenden Einschätzung – akulturellen Beherrschten anglichen. Als nahezu bewiesen galt die "Verkaffern", wenn der Migrant mit einer einheimischen Frau lebte. Diese Kolonialvariante der Degeneration ergänzte die medizinischen Diskussionen im Reich, die zumeist ein Übermaß an Zivilisation als Ursache für die "Entartung" ausmachten. Im kolonialen Kontext dagegen ging es den Kolonialagenten um das herrschafts- und

⁴¹ Sehr bekannt und evident in Gustav Frenssens Roman Peter Moors Fahrt nach Südwest, Berlin, 1906. Zur Überschneidung des kolonialen mit einem männlichen sexuellen Begehren vgl. Thomas Schwarz, Die Kultivierung des kolonialen Begehrens – ein deutscher Sonderweg, in: Alexander Hohnold and Oliver Simons, Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden, Tübingen, 2002, 85-103; Robert Tobin, Venus von Samoa. Rasse und Sexualität im deutschen Südpazifik, in: ebd., S., 197-220; zur Feminisierung der Kolonien und Geographisierung ihrer weiblichen Bewohner Schneider, Scholle.

⁴² Aufforderung zum Eintritt in den Deutschkolonialen Frauenbund, in: Windhuker Nachrichten vom 06.06.1907.

⁴³ Wildenthal, Women, 151-156.

⁴⁴ Ludwig Külz, Zur Frauenfrage in den deutschen Kolonien, in: Koloniale Monatsblätter 15 (1913), Nr. 2, 61-67, hier 62-63.

prestigegefährdende Problem, wie der Migrant in die Lage versetzt werden konnte, deutsche Kultur zu entbehren, ohne kulturlos zu werden. Wie konnte verhindert werden, dass in der "Wildnis" aus "Kulturmenschen" "Wilde" würden – und mit diesem Verhalten die nur mühsam gewonnene Vormachtstellung ebenso in Frage stellten wie die nationale Eigenart verfälschten?

Keineswegs präsentierte sich in den Diskussionen und Entwürfen ausschließlich der strahlende Kolonialheros, dessen Bewusstsein der eigenen kulturellen Höherwertigkeit sich im Wissen um die natürliche Minderwertigkeit der Kolonisierten spiegelte. Im Gegenteil: Wurden diese Bedeutungskonstruktionen an der Elle des kolonialen Lebensraumes gemessen, erlebten sich die Kolonialherren als überaus anfällig. Der fremden Natur, dem fremden Klima, den fremden Bewohnern, dem fremden Erdteil wurde die Macht zugesprochen, die Deutschen (ver-)formen zu können. Insofern ruhte der Kolonialrassismus, der versuchte, eine historisch-strukturell erzeugte Ungleichheit als naturgegebenes Ergebnis körperlicher Dispositionen darzustellen und damit Macht zu legitimieren, auf tönernen Füßen. Denn seine Vertreter stellten die ihm zugrunde liegende Essentialisierung immer wieder in Frage. Ob und wie dieser Widerspruch zwischen der Annahme einer genetischen Grundausstattung und einer kulturellen Praxis, die diese „aushebeln“ könne, zeitgenössisch reflektiert worden ist, müssen weitere Forschungen klären.⁴⁵ Im Kolonialnarrativ bedurfte es jedenfalls der "deutschen Kultur" und der "deutschen Frau", um die fremden Mächte außer Kraft zu setzen. Erst durch seinen stabilen weißen, deutschen, weiblichen Gegenpart würde sich der instabile, zwischen Weißheit und Männlichkeit, Geist und Sexus pendelnde deutsche Mann als wahrer deutscher Mann konstituieren und erfahren können, ausgestattet mit der Sicherheit männlicher wie ethnischer Macht und Überlegenheit. Zudem beruhte die Nation auf der Institution der bürgerlichen Familie. Ein Gemeinwesen bestehend nur aus Männern, fast ohne jede zivilisatorisch-formierenden Einflüsse, und dann auch noch überwiegend aus proletarisch-kleinbürgerlichen Verhältnissen: So stellten sich die Kolonialadvokaten ein überseeisches Neu-Deutschland nicht vor. Wie beklagenswert und wie dringlich mithin der „Einsatz deutscher Frauen“ sei, fasste die Generalsekretärin des Frauenbundes, Gertrud von Richthofen-Damsdorf, retrospektiv mit Blick auf Deutsch-Südwestafrika folgendermaßen zusammen: „Die Männerwelt begann zu verrohen, der Alkoholgenuß nahm Überhand, die deutsche Sprache wurde mit Brocken aus der Eingeborenen- und Burenrede durchsetzt. Da auf eine weiße Frau

⁴⁵ Zumindest den Veranstaltern des First Universal Races Congress, 1911 stand dieses Problem klar vor Augen, vgl. Gustav Spiller, *Inter-Racial Problems: Papers from the First Universal Races Congress held in London, 1911, Boston, 1911*, Nachdruck New York, 1970, xiv ff.

sechs schwarze Frauen kamen, gab es kein Mittel, um das Anwachsen der Mischlingsbevölkerung zu verhindern. Es wuchs ein Bastardgeschlecht heran, das im Jahre 1909 schon 4.282 Köpfe zählte und die Eigenschaften beider Rassen in ungünstiger Mischung vereinte.“⁴⁶

Mit der Entsendung möglichst vieler deutscher weißer Frauen in die Kolonien, Vorbild waren hier die Britinnen⁴⁷, wollte man den deutschen Siedlern und Militärs ein Reservoir an potentiellen Heiratskandidatinnen zur Verfügung stellen. Ebenfalls wie in Großbritannien kam hier das Verdikt vom "Frauenüberschuss" im Reich zum Tragen, der mit diesem Schritt zur Kolonie als Heiratsmarkt abgebaut werden könne.

Da alle Ansprüche des Bundes auf eine Partizipation am Kolonialprojekt sich von dem Ziel der „Rassenreinheit“ ableiteten, die erst durch die Anwesenheit deutscher Frauen garantiert würde, scheint es nur konsequent zu sein, dass die Anhängerinnen des Frauenbundes zu seinen eifrigsten Advokatinnen und damit zu den schärfsten Kritikerinnen der „Mischehen“⁴⁸ gehörten. Sie teilten und propagierten damit eine der Grundannahmen des modernen sozialdarwinistischen Kolonialrassismus⁴⁹, dass – ausgehend vom kolonialpolitischen Primat der Rassenhierarchie – jeder Kontakt zwischen den Ethnien Weiße wie „Eingeborene“ kontaminieren müsse. Besonders heftig verfocht Leonore Niessen-Deiters rassistische Theoreme innerhalb des Frauenbundes: "Unentbehrlich ist das starke und lebendige Nationalgefühl für den Einzelnen. Gewiss, die Fremde, das Leben im Auslande, meielt die Persönlichkeit. Aber die Heimat bildet die Rasse aus, und Rasse und Persönlichkeit stehen in untrennbarer Wechselwirkung. Ohne das starke und klare Zusammengehörigkeitsgefühl zu Heimat und Rasse, zu Nation und Volk, geht auch die kräftigste Persönlichkeit rettungslos im fremden Volkstum unter."⁵⁰ Rettung könne nur die weiße Partnerschaft bringen, so Niessen-Deiters: "Der Bastard

⁴⁶ Zit. nach Carstens and Vollherbst, Frauen, 51.

⁴⁷ Vgl. Julia Bush, *Edwardian Ladies and Imperial Power*, London, 2000, 146-169; Cecillie Swaisland, *Servants and Gentlewomen to the Golden Land: The Emigration of Single Women from Britain to Southern Africa, 1820-1939*, Providence u.a., 1993.

⁴⁸ Zu den Mischehen vgl. Kundrus, Imperialisten, 219-280 (dort auch weiterführende Literatur); Wildenthal, Women, 79-130; Frank Becker, Kolonialherrschaft, Rassentrennung und Mission in Deutsch-Südwestafrika, in: ders. u.a., Politische Gewalt in der Moderne, Münster, 2003, 133-163. Eine Binnenperspektive auf einer der Ehen versucht Dag Henrichsen, Heirat im Krieg. Erfahrungen von Kaera Getzen-Leinhos, in: Jürgen Zimmerer and Joachim Zeller, Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg in Namibia (1904-1908) und seine Folgen, Berlin, 2003, 160-170.

⁴⁹ Vgl. Michael Schubert, Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre, Stuttgart, 2003.

⁵⁰ Niessen-Deiters, Frau, 9.

von Weißen und Negern, dieser Mischling aus zwei blutsfremden Rassen – das fatale Halbgeschöpf, zusammengeschaubt aus zwei nicht zusammengehörenden Hälften, aus widersprechenden und widernatürlich vereinigten Eigenschaften zweier unvereinbarer Entwicklungsstufen, dieses in sich unglückliche und seiner Charaktereigenschaften halber für andere schädliche Wesen ist eine dauernde und wachsende Gefahr für jede Kolonie. Und es gibt nur ein wirklich wirksames Gegenmittel dagegen: die normale Verbindung zwischen Weißen, die das Rassebewußtsein hochhält und es verhindert, daß der draußen arbeitende Deutsche durch eine farbige Frau und Bastardkinder kulturell und wirtschaftlich herunterkommt."⁵¹ Nicht nur überschritten die Vereine durch ihre Existenz im öffentlichen Raum die Grenze der weiblich konnotierten Sphäre des Privaten, auch ihre rassenpolitischen Forderungen zielten darauf ab, dass der Staatsapparat sich in die Privatbereiche seiner Bürger und Bürgerinnen einmischen sollte.⁵²

Der Frauenbund und die Diskussion um deutsche Frauen in den Kolonien produzierten unter Zuhilfenahme des traditionellen Dualismus von Natur und Kultur Geschlechter-, Rassen- und Klassendifferenzen – und am Ende stand immer die erfolgreiche Legitimation der eigenen Wichtigkeit. Der Zivilisationsprozess als Kulturforschritt war überhaupt nur über die Integration von Frauen erreichbar, denn die deutschen Frauen inkorporierten Kultur – in Abgrenzung zu den „kulturlosen“ Gesellschaften der südlichen Halbkugel. Zugleich war damit die weibliche „Emanzipation“ Indikator für den Entwicklungsstand einer Gesellschaft⁵³ – und markierte den Abstand zu „primitiven“ Gesellschaften. Den bürgerlichen Ordnungsvorstellungen galten Frauen zwar als die "Naturwesen", die ihre ursprüngliche Natur im Gegensatz zum Mann bewahrt hätten. Gerade deshalb aber koinzidiere ihre Seinsweise mit den höchsten Werten, also den höchsten kulturellen Anforderungen. Deutsche Frauen seien mithin das überlegene moralische Geschlecht. Einmal mehr lässt sich hier der biologisierende Argumentationsstrang finden, dass wahre Kultur natürlich sei. Zudem sollte das "deutsche Wesen" vor allem in der

⁵¹ Niessen-Deiters, Frau, 24. Dass die Übersiedelung von weißen, deutschen Frauen die Rate von Mischbeziehungen auch erhöhen könnte, nämlich zwischen schwarzen Männern und weißen Frauen, diese "Gefahr" hat im deutschen Kolonialkontext, verglichen mit der südafrikanischen Debatte um die "black peril", offenbar keine Rolle gespielt. Vgl. Gareth Cornwell, George Webb Hardy's The Black Peril and the Social Meaning of 'Black Peril' in Early Twentieth-Century South Africa, in: Journal of Southern African Studies 22 (1996), Nr. 3, 441-453.

⁵² Vgl. Pascal Grosse, Zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Kolonialmigration in Deutschland, 1900-1940, in: Birthe Kundrus, Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus, Frankfurt/ M., 2003, 91-109.

⁵³ „Die Befreiung der Frau ist einer der letzten Schöpfungsakte der fortschreitenden Kulturentwicklung.“ Bismarck- Jahrbuch für Deutsche Frauen, 1911, 124, zit. nach: Bruns, Frauenvereine, 388.

Familie, also im Einflussbereich der Frau gepflegt werden. Zugleich zeigte sich, dass der deutsche Mann ohne Familie nur ein halber Mann war.⁵⁴ Hier offenbart sich einmal mehr, dass auch im angeblich so militaristischen Kaiserreich andere Männerbilder kursierten, deren genaue Reichweite und Verankerung weiter auszuloten wären. Die Nationalisierung der Kultur bzw. Kulturalisierung der Nation politisierte das scheinbar Private und "feminisierte" den Nationsbegriff. Darüber hinaus verkörperte im kolonialen Unterwerfungskontext die weiße deutsche Frau Kultur, weil der indigenen Frau der Part der Natur übertragen wurde. Das Frauenbild wurde aufgespalten in die einheimische Frau als triebhaftem Naturwesen und in die deutsche Frau als natürlichem Kulturwesen. „Die deutsche Frau“ blieb in all diesen Konstruktionen eine flexible Metapher zur Ausgrenzung, die vor allem als Selbstentwurf den Gegensatz zu „den“ Polinnen, Afrikanerinnen, Ozeanierinnen markieren sollte, Ihr fixes nationales Charakteristikum blieb aber unbestimmt, sieht man von bestimmten sozialen Formationen wie der „christlichen, weißen Ehefrau“ und einigen als deutsch-traditional verstandenen kulturellen Praktiken wie der Pflege des Vereinswesens, deutscher Esskultur und Weihnachtsbräuchen ab.⁵⁵ Von diesen Argumentationssträngen war es nur ein kurzer Schritt zum Bild der deutschen Frau als Kulturträgerin, die mit ihren weiblichen Tugenden einen Schutzwall gegen alles Fremdartige bildete. Allen Befürchtungen, die Neucodierungen von Weiblichkeit könnten als Unterstützung der Frauenemanzipation ausgelegt werden, wurde mit dieser Koexistenz von Nationalismus, Rassismus, Frauenpolitik und Imperialismus zumindest partiell der Wind aus den Segeln genommen. Ein „weiblicher Kulturimperialismus“⁵⁶ wurde fester Bestandteil nationaler Expansion.

III Distinktion und Integration, Differenz und Gleichheit

Die imperialistischen Frauenvereine des Kaiserreichs machten den Begriff der „deutschen Kultur“ zum politischen Kampfbegriff⁵⁷, dessen Spezifik in seiner doppelten Stoßrichtung lag:

⁵⁴ Hier zeigt sich einmal mehr, dass auch im angeblich so militaristischen Kaiserreich andere Männerbilder kursierten, deren genaue Reichweite und Verankerung weiter auszuloten wäre.

⁵⁵ Vgl. auch Kirsten Heinsohn, Denkstil und kollektiver Selbstentwurf im konservativ-völkischen Frauen-Milieu der Weimarer Republik, in: Rainer Hering and Rainer Nicolaysen, Lebendige Sozialgeschichte, Wiesbaden, 2003, 189-205.

⁵⁶ Drummond, Liebe, 147.

⁵⁷ Dies ist eine schärfere Akzentuierung des Begriffes, vgl. dagegen die eher „weichere“ Variante v.a. in der Forschung zu den Missionen bei Andrew Porter, „Cultural Imperialism“ and Protestant Missionary Enterprise, 1780-1914, in: The Journal of Imperial and Commonwealth History 25 (1997), No. 3, pp. 367-391.

Zum einen wurde er zum Kampfbegriff gegen alles Indigene in den Kolonien eingesetzt, ob das Traditionen, Bräuche, Autoritäten, Sprachen oder Institutionen waren. Damit schlossen sich die weiblichen Kolonialräsionierenden an das schon tradierte Konzept ihrer männlichen Kollegen an. Diese kulturelle Überwältigung sollte in besonderem Maße für die Siedlungskolonien Anwendung finden. Dort begleitete sie den wirtschaftlichen, politischen und militärischen Druck, der auf die „Schutzgebiete“ ausgeübt wurde. Die einheimischen Kulturen wurden marginalisiert und in ein Subordinationssystem eingefügt, das an der Spitze das weiße deutsche Farmer- bzw. Pflanzlerpaar vorsah. Der Begriff der deutschen Kultur in all diesen Diskursen und Praxen zeichnete sich vor allem dadurch aus, dass er in hohem Maße statisch und ebenso emotional aufgeladen wie inhaltsleer war. Seine wesentliche Bedeutung lag darin, Bedeutung herzustellen. Die nationalvereinnahmten Kulturgüter sollten die Unbedeutendheit und die Fragilität der kolonialen Kulturen spiegeln, Kulturen, denen häufig genau dieser Rang abgesprochen wurde mit dem abschätzigen Verweis auf ihren Status als „Naturvölker“, die nötigenfalls von der Zivilisation hinweggespült werden müssten. Aber es existierte noch ein zweites Moment der Abgrenzung. Als europäisches Phänomen⁵⁸ ging es den einzelnen Imperialmächten nicht nur um die Idee internationaler Gleichwertigkeit, sondern auch um den Beweis nationaler Einzigartigkeit, und damit eben auch um Distinktion von den anderen europäischen Imperialmächten. In diesem Zusammenhang drängte sich das Schlagwort von der deutschen Kultur geradezu auf, angesichts der traditionsreichen Selbststilisierung der deutschen Nation als *Kulturvolk* – besonders im deutschen Bürgertum.⁵⁹

Das war die eine Seite. Die andere Stoßrichtung dieses Kampfbegriffs „deutsche Kultur“ richtete sich nach innen, v.a. gegen die männlichen Skeptiker einer Beteiligung von Frauen an dem maskulinen Großereignis Kolonialismus. Da jede Vision von einer deutschen Weltmacht auf eine Ewigkeit ausgerichtet war, hatten die weiblichen Imperialisten leichtes Spiel, indem sie mit den Frauen als Trägerinnen der kommenden Generationen argumentierten.

Das Auffälligste an den imperialistischen Frauenverbänden ist jedoch ihr Versuch, sich in beiden bestimmenden politischen Diskussionen ihrer Zeit, dem der Gleichheit und der Differenz, zugleich zu positionieren. Einerseits waren sie klassisch konservative Vereine. Auch wenn die Kategorie „Klasse“ etwas aus der Mode gekommen zu sein scheint, so ist sie für die

⁵⁸ Vgl. jetzt auch Ute Frevert, *Eurovisionen. Ansichten guter Europäer im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M., 2003, 78-100, deren Fokus aber v.a. das britische Empire ist.

⁵⁹ Vgl. Abigail Green, *Fatherlands. State-Building and Nationhood in Nineteenth-Century Germany*, Cambridge, 2001, 335-337.

Analyse des Kaiserreichs nach wie vor eine der zentralen Kategorien.⁶⁰ Die Gesellschaftsentwürfe des rechten Lagers zentrierten sich im Kern um das Moment der Ungleichheit, ob es Klasse, Nation, Rasse, Geschlecht, oder Religion war, alle diese Felder waren nur verschiedene Wege, Ungleichheit nach außen zu produzieren, zu benennen, zu verstehen, zu repräsentieren und zu organisieren. Das vergleichsweise neue Feld der formalen Kolonialherrschaft führte zu einem erheblichen Aufwärtstrend dieser hierarchischen und rassifizierten Ordnungsmodelle um 1900, zu einem Zeitpunkt also, wo liberaldemokratische und sozialistische Forderungen nach individueller Freiheit, Gleichheit und politischer Partizipation, ob der Frauenbewegungen oder der Sozialdemokratie, immer vernehmbarer wurden. In dieser Bewährungssituation wurden die Kolonien „in Beschlag“ genommen, das Diskursfeld Kolonialismus fast freudig besetzt. Insofern diente der Kolonialdiskurs aber immer auch der Selbstverständigung des rechten Lagers. Vorherrschendes Prinzip wurde die Rassenideologie, die zwischen Zentrum und Peripherie, zwischen heimischem Staatsvolk und kolonialisierten Völkern diskriminierte. Nach innen aber wurde Gleichheit suggeriert, nämlich eine Gleichheit derjenigen, die diese Ordnung aufstellten. Und genau an dieses Versprechen auf Gleichheit nach innen appellierten nun die imperialistischen Frauenverbände. Kolonialrassismus wurde so zum Instrument der Plausibilisierung von Partizipationsansprüchen. Dabei gelang es ihnen sogar zum Teil, Egalitätsvorstellungen aus der Sphäre des Nationalen, bis dahin eines der führenden Themen, in die staatliche Sphäre zu transferieren. Indem die imperialistischen Frauenvereine sich den Imperialismus als Agitationsfeld aneigneten, transzendierten sie die Grenzen zwischen weißen deutschen bürgerlichen Männern und Frauen, zwischen Nation und Staat und zwischen Privatheit und Öffentlichkeit.

Dieser Ruf nach Partizipation und Staatsbürgerrechten für weiße, deutsche Mittel- und Oberschichtsfrauen wurde durch den lauterer Ruf nach Ungleichheit, v.a. in der mit Verve geführten Mischehendebatte, übertönt. Diese Strategie, der Versuch eigener Inklusion durch die Exklusion anderer, ist weder ungewöhnlich noch selten bei politischen Aktivistenbewegungen. In diesem Fall ging die Verheißung von Freiheit einher mit der prinzipiellen Absicht und Praxis, die Bewohner und Bewohnerinnen der Kolonien auszugrenzen. Und das ist vielleicht der entscheidendste Unterschied etwa zu den britischen „femal imperialists“⁶¹: diese fast völlige Ausblendung zwar problematischer, weil eben auch von der kulturellen Suprematie

⁶⁰ Anregend: Kathleen Canning, *Class vs. Citizenship: Keywords in German Gender History*, in: *Central European History* 37 (2004), No. 2, 225-244.

⁶¹ Vgl. Antoinette Burton, *The Burdens of History. British Feminists, Indian Women, and Imperial Culture, 1865-1915*, Chapel Hill, 1994, 2-3; Vron Ware, *Beyond the Pale. White Women, Racism and History*, London and New York, 1992, 117-166.

und rassistischen Andersartigkeit ausgehender, gleichwohl altruistischer Momente. In der deutschen Debatte tauchte nur sehr selten das Argument auf von der „white woman’s burden“ (Antoinette M. Burton), also die herablassende, aber sich in der Verantwortung sehende Verpflichtung zur Zivilisierung und Unterstützung der nichtweißen Frauen in den Kolonien. Wie läßt sich dieser z.T. fanatische sozialdarwinistische Rassismus der deutschen imperialistischen Frauenverbände erklären? Eine Erklärung könnte in der Besonderheit des deutschen Vereinswesens liegen, das in je spezifische Milieus zerfiel und keine allgemeine liberale Kultur wie in Großbritannien entwickelte. Zudem dominierte das rechte Lager die Imperialdiskussion, das diese auf ein extrem nationalistisches und rassistisches Weltbild verengte, in dem egalitäre Modelle allenfalls noch im Verhältnis zwischen Männern und Frauen der Ingroup vorstellbar waren. Damit soll keineswegs das alte, abgelegte Modell des Sonderwegs revitalisiert, sondern nur eine Spezifik in der deutschen Kolonialdiskussion festgehalten werden, eine Verengung, die ihre Ursache vielleicht im politischen Milieu des Wilhelminismus hatte.

Festzuhalten bleibt aber auch: Weder ist die deutsche Kolonialkritik bislang eingehend untersucht worden, noch liegen Studien zu den wenigen eher philanthropisch ausgerichteten Kolonialinteressierten vor.⁶² Vielleicht würde sich der Eindruck eines sehr geschlossenen Weltbildes der *femal imperialists* auch verändern, wenn man die bisher vorliegenden Ergebnisse und Thesen interkolonial überprüft, etwa mit Blick auf die deutschen Südseebesitzungen, die zumindest teilweise erheblich positiver konnotiert wurden als der „dark continent“. Dann ließe sich auch aufzeigen, wie variantenreich je nach geographischem Kontext diese Gemengelage von race, class, gender, sex, empire, nation, religion gestaltet wurde. Auch läßt sich fragen, wie spezifisch deutsch diese Kolonialvisionen und -praxen von Frauen (und Männern) gewesen sind. Die obsessive Beschäftigung mit dem eigenen weißen Nationalprestige, der komplexe Versuch, eine nationale Identität auch und gerade über überseeischen Besitz herauszubilden, "die weiße Frau" als Kulturretterin oder die Radikalisierung rassistischer Haltungen um 1900 lassen sich z.B. genauso in der britischen Kolonialdiskussion feststellen.⁶³

⁶² van der Heyden, *Kolonialgeschichtsschreibung*.

⁶³ Vgl. aus der überbordenden englischsprachigen Literatur zum Komplex Gender, Nation, Kolonialismus z.B. den anregenden und sehr schön gestalteten Band von McClintock, *Leather*; Mary Prochida, *Married to the Empire. Gender, Politics, and Imperialism in India, 1883-1947*, Manchester 2002; Helen Callaway, *Gender, Culture and Empire. European Women in Colonial Nigeria*, Houndmills and London, 1987; *Western Women and Imperialism. Complicity and Resistance*, eds. Nupur Chaudhuri and Margaret Strobel, Bloomington, 1992; *Gender and Imperialism*, ed. Clare Midgley, Manchester, 1998; *Nation, Empire, Colony: Historicizing Gender and Race*, eds. Ruth Roach Pierson and Nupur Chaudhuri, Bloomington, 1998; Margaret Strobel, *European Women in the Second British Empire*, Bloomington, 1991; *Cultures of Empire. Colonizers in Britain and the Empire in the Nineteenth and*

Gerade Vergleiche mit anderen Siedlergesellschaften bzw. Siedlungskolonialismen könnten Aufschluss darüber geben, ob nicht diese generell dazu tendieren, das Grunderlebnis aller Kolonialisten, die „Ambivalenz von triumphaler und traumatischer Erfahrung“⁶⁴, zugunsten einer Eindeutigkeit zu lösen und alles Irritierende beiseite zu räumen, also radikale Ordnungsmodelle im Sinne einer sozialen, kulturellen und ethnischen Homogenität zu suchen.⁶⁵

PD Dr. Birthe Kundrus
Hamburger Institut für Sozialforschung
Mittelweg 36
D - 20148 Hamburg
birthe.kundrus@his-online.de

Twentieth Centuries, ed. Catherine Hall, Manchester, 2000. *Domesticating the Empire. Race, Gender, and Family Life in French and Dutch Colonialism*, eds. Julia Clancy-Smith and Frances Gouda, Charlottesville and London, 1998; Elsbeth Locher-Scholten, *Women and the Colonial State: Essays on Gender and Modernity in the Netherlands Indies, 1900-1942*, Amsterdam, 2000; Ghosh, "Gender".

⁶⁴ Benedikt Stuchtey, „Nation und Expansion. Das britische Empire in der neuesten Forschung“, *Historische Zeitschrift* 274 (2002), 87-118, 112.

⁶⁵ Vgl. z.B. *Unsettling Settler Societies: Articulation on Gender, Race, Ethnicity and Class*, eds. Daiva Stasiulis and Nira Yuval-Davis, London, 1995; Marilyn Lake, „The Ambiguities for Feminists of National Belonging: Race and Gender in the Imagined Australian Community“, in Blom, *Gendered Nation*, 159-176; vgl. zum Ideal der Frau als Kulturträgerin bei deutschamerikanischen Frauenvereinen: Anke Ortlepp, *Auf denn, Ihr Schwestern!* „Deutschamerikanische Frauenvereine in Milwaukee, Wisconsin, 1844-1914“, Stuttgart, 2003.

BASLER AFRIKA BIBLIOGRAPHIEN

Namibia Resource Centre - Southern Africa Library

BAB Working Papers

(ISSN No 1422-8769)

The BAB Working Papers are being published since 1995. Recent numbers include:

Working Paper No 6: 2002 *David Coplan*

Land from the Ancestors: Popular religious re-appropriations along the South Africa-Lesotho border

Working Paper No 7: 2002 *Sarah Pugach*

"He is the True Author of My Book": Carl Meinhof, Nicholas van Warmelo, and the Ordering of Africanist Knowledge, 1927-1935

Working Paper No 1: 2003 *Jean Comaroff*

The End of History, Again? Pursuing the Past in the Postcolony

Working Paper No 2: 2003 *Patrick Germann*

Imperial Communications. Human Agency in Inter-State Relations in 19th-century Southern Africa

Working Paper No 1: 2004 *Mattia Fumanti*

Elites, Sport and the State: The Ministry of Basic Education, Sport and Culture and the Building of Public Life in Post-apartheid Rundu

Working Paper No 2: 2004 *Albert Grundlingh*

Some Trends in South African Academic History: Changing Contexts and Challenges

Working Paper No 1: 2005 *Martin Eberhardt*

"...sind eigentlich seit der Besetzung des Landes National-Sozialisten reinsten Wassers." Die Deutschen in Südwestafrika und der Nationalsozialismus

Working Paper No 2: 2005 *François-Xavier Fauvelle-Aymar*

Un point d'eau, sa population. Territoire, mémoire et identité autour de Pella, Afrique du Sud (18^e-20^e s.)

ORDER (CHF 5.00 each + p&p):

Basler Afrika Bibliographien Klosterberg 23 CH 4051 Basel Switzerland
Tel. 061-228 93 33 Fax 061-228 93 30 Email bab@bluewin.ch